

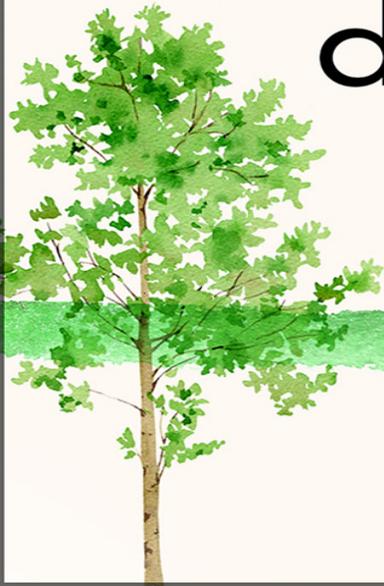


# Lionel Shriver

## Die Letzten werden die Ersten sein

Roman

PIPER





Lionel Shriver

Die Letzten werden  
die Ersten sein

Roman

PIPER





*Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:*

[www.piper.de/literatur](http://www.piper.de/literatur)

Aus dem amerikanischen Englisch von Bettina  
Abarbanell und Nikolaus Hansen

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2020 unter  
dem Titel *The Motion of the Body Through Space* bei  
Harper, einem Imprint von HarperCollins Publishers.

ISBN 978-3-492-07111-6

© Lionel Shriver 2020

© Piper Verlag GmbH, München 2022

Covergestaltung: Cornelia Niere

Coverabbildung: Illustration: Cornelia Niere, München,  
unter Verwendung von shutterstock.com

Konvertierung auf Grundlage eines CSS-Layouts von  
digital publishing competence (München) mit abavo vlow  
(Buchloe)

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich  
geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für  
den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.  
Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren

Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen. Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.

# Inhalt

## Inhaltsübersicht

Cover & Impressum

Widmung

Zitate

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

Nachwort

# Buchnavigation

1. [Inhaltsübersicht](#)
2. [Cover](#)
3. [Textanfang](#)
4. [Impressum](#)

*Für Jeff – dank dessen verschwenderischer Trägheit  
mir die Handlung dieses Romans erspart geblieben ist.  
Zusammenaddiert und geteilt durch zwei ergeben wir  
eine perfekt ausgewogene Person.*

*»Die Herrlichkeit des Leidens ist wahrscheinlich der größte und immer wiederverwertbare Schwindel der Menschheit.«*

Melanie Reid, *The World I Fell Out Of*

*»Offenbar war sein persönlicher Gott, sein chi, nicht für Großes bestimmt. Kein Mann konnte sich über das Schicksal seines chi erheben. Was die Ältesten sagten, stimmte nicht – dass, wenn ein Mann zu seinem chi ja sage, sein chi zustimme. Denn in seinem Fall sagte sein chi trotz der eigenen Bejahung nein.«*

Chinua Achebe, *Alles zerfällt*

# 1

»Ich habe beschlossen, einen Marathon zu laufen.«

In einer zweitklassigen Sitcom hätte sie Kaffee über ihr Frühstück gespuckt. Aber Serenata war ein zurückhaltender Mensch und gerade zwischen zwei Schlucken. »Was?« Ihr Ton war ein wenig spitzbübisch, aber höflich.

»Du hast mich schon verstanden.« Am Herd lehnend, bedachte Remington sie mit einem irritierend ruhigen Blick.

»Ich denke an den Lauf in Saratoga Springs im April.«

Sie hatte das Gefühl – selten in ihrer Ehe –, sie müsse achtgeben, was sie sagte. »Du meinst es ernst. Du willst mich nicht auf den Arm nehmen.«

»Tue ich das oft? Dass ich eine Absichtserklärung abgebe und dann sage: April, April, war nur Spaß? Mir ist nicht klar, wie ich deinen Zweifel nicht als Beleidigung auffassen sollte.«

»Mein *Zweifel* könnte etwas mit der Tatsache zu tun haben, dass ich dich noch nie auch nur von hier ins Wohnzimmer habe laufen sehen.«

»Warum sollte ich ins Wohnzimmer laufen?«

Seine wörtliche Auslegung war nichts Ungewöhnliches. Für Remington und Serenata war es völlig normal, einander mit solchen Korinthenkackereien zu beharken. Es war ein Spiel. »In

den letzten zweiunddreißig Jahren hast du dich kein einziges Mal zu einem Dauerlauf um den Block aufgerafft. Und jetzt erzählst du mir, ohne mit der Wimper zu zucken, dass du einen Marathon laufen willst. Du musstest damit rechnen, dass ich ein wenig überrascht sein würde.«

»Na, dann los. Sei überrascht.«

»Es stört dich nicht ...«, Serenata schien ein gewisses Maß an Behutsamkeit weiterhin angeraten, obwohl sie mit Behutsamkeit lieber nichts am Hut gehabt hätte, »... dass dein Vorhaben hoffnungslos banal ist?«

»Überhaupt nicht«, sagte er leutselig. »Das ist etwas, das *dich* stört. Mal ganz abgesehen davon, dass mein Verhalten immer noch von der großen Masse der Menschen bestimmt wäre, wenn ich nur deshalb keinen Marathon laufen würde, weil so viele andere Leute es tun.«

»Was ist das hier, Projekt *Löffelliste*? Hast du deine alten Beatles-Platten gehört, und plötzlich ist dir klar geworden, dass sich *When I'm Sixty-Four* auf dich beziehen könnte? *Löffelliste* ...«, wiederholte sie und schreckte zurück. »Wo habe ich das bloß her?«

Tatsächlich war das ständige Wiederholen dieses inzwischen dem allgemeinen Sprachgebrauch einverleibten Idioms genau die Art von lemminghaftem Verhalten, das sie zur Weißglut trieb. (Die Gleichsetzung tat den Lemmingsen schweres Unrecht. In einer Dokumentation, die den Mythos ihres Massenselbstmords propagierte, hatten die Filmemacher die

armen Kreaturen von der Klippe geworfen. Insofern war die berühmte, aber auf einem Trugschluss beruhende Metapher für massenhafte Konformität selbst ein Beispiel für massenhafte Konformität.) Okay, es war nichts verkehrt daran, sich einen neuen Begriff zu eigen zu machen. Was nervte, war die Tatsache, dass plötzlich alle munter und vollkommen selbstverständlich von ihrer *Löffelliste* redeten, als sei es das *Normalste von der Welt*.

Serenata hatte das Interesse an ihrem Tablet und den Neuigkeiten aus Albany verloren und stemmte sich aus ihrem Stuhl hoch. Sie waren erst vor vier Monaten nach Hudson gezogen, und sie fragte sich, wie lange sie die Verbundenheit zu ihrer ehemaligen Heimatstadt noch vorzutäuschen gewillt sein würde, indem sie online die *Times Union* las.

Sie selbst war erst sechzig – allerdings war ihre Generation die erste, die einen derart ernüchternden Sachverhalt mit dem Zusatz *erst* versah. Nachdem sie eine halbe Stunde in derselben Stellung verharrt hatte, waren ihre Knie steif geworden, und das rechte zu strecken erwies sich als knifflig. Wenn es einmal verkrampt war, konnte man es nur *sehr langsam* aus seiner Position befreien. Außerdem wusste sie nie genau, wann eines der Knie etwas Gruseliges oder Unerwartetes veranstalten würde – zum Beispiel plötzlich *Pong* machen und ein bisschen aus dem Gelenk springen und dann wieder zurück. Das war es, was alte Leute beschäftigte und wovon sie redeten. Sie wünschte, sie könnte sich bei ihren verstorbenen Großeltern,

deren medizinisches Gejammer sie als Kind kaum hatte ertragen können, nachträglich entschuldigen. Alte Menschen unterschätzten die erbarmungslose Selbstbezogenheit ihrer Nächsten und Liebsten und ergingen sich in detaillierten Schilderungen der eigenen Leiden, weil sie unterstellten, dass jeder, der sich für sie interessierte, sich auch für ihre Schmerzen interessieren würde. Doch niemand hatte sich für die Schmerzen ihrer Großeltern interessiert, und jetzt würde sich niemand für die Schmerzen von deren Enkeltochter interessieren, die einst so gefühllos gewesen war. Brutale Gerechtigkeit.

Der Übergang in den aufrechten Stand war ein Erfolg. Herrje, welche mickrigen Errungenschaften würden ihr in ein paar Jahren als Triumph erscheinen. Sich an das Wort *Mixer* zu erinnern. Einen Schluck Wasser zu trinken, ohne das Glas fallen zu lassen. »Hast du dir über den Zeitpunkt dieser Ankündigung Gedanken gemacht?« Sie stöpselte das Tablet ein – Beschäftigungstherapie; die Batteriekapazität war noch bei 64 Prozent.

»Was ist damit?«

»Er fällt mit einer gewissen Invalidität zusammen. Ich habe gerade erst im Juli mit dem Laufen aufgehört.«

»Ich wusste, dass du es persönlich nimmst. Darum hatte ich Angst, es dir zu erzählen. Willst du wirklich, dass ich mir etwas versage, nur weil es bei dir ein Gefühl der Wehmut auslöst?«

»*Wehmut*. Du meinst, das löst bei mir ein Gefühl der *Wehmut* aus?«

»Missgunst«, korrigierte sich Remington. »Aber wenn ich mich auf ewig an einen Stuhl fessele, ist deinen Knien damit auch nicht geholfen.«

»Ja, das ist alles sehr rational.«

»Das hört sich an, als wolltest du mich kritisieren.«

»Du findest es also *irrational*, auf die Gefühle deiner Frau Rücksicht zu nehmen.«

»Wenn ein Opfer, das ich erbringe, nicht dazu führt, dass sie sich besser fühlt, dann ja.«

»Du planst das schon länger?«

»Seit ein paar Wochen.«

»Hat dieses untypische Erwachen eines Interesses an körperlicher Betätigung deiner Meinung nach irgendwas mit den Vorfällen im Amt für Transport und Verkehr zu tun?«

»Nur insofern, als mir die *Vorfälle* im Amt ein unerwartetes Maß an Freizeit beschert haben.« Obwohl er das Thema damit vom Tisch gewischt hatte, machte es Remington nervös. Er kaute auf der Innenseite seiner Wange herum, wie es seine Art war, und sein Ton wurde eisig und säuerlich, garniert mit ein paar Tropfen Bitterkeit, wie ein Cocktail.

Serenata verachtete Frauen, die ihre Gefühle zum Ausdruck brachten, indem sie in der Küche herumlärmten, aber es kostete sie ein geradezu lächerliches Maß an Selbstbeherrschung, nicht die Spülmaschine auszuräumen.

»Wenn du Probleme hast, deinen Terminkalender zu füllen, vergiss nicht, warum wir überhaupt hergezogen sind. Der letzte Besuch bei deinem Vater ist schon wieder verdammt lange her, und in seinem Haus gibt es an allen Ecken und Enden etwas zu reparieren.«

»Ich werde nicht den Rest meines Lebens unter der Spüle meines Vaters verbringen. Ist das deine Methode, mir den Marathon auszureden? Das kannst du doch besser.«

»Nein, ich möchte selbstverständlich, dass du tust, was immer du tun willst.«

»So selbstverständlich scheint mir das nicht zu sein.«

Die Spülmaschine hatte sich als unwiderstehlich erwiesen. Serenata hasste sich dafür.

»Du bist so lange gelaufen ...«

»Siebenundvierzig Jahre lang«, sagte sie schroff. »Gelaufen, und noch vieles andere mehr.«

»Also – vielleicht kannst du mir ein paar Tipps geben.«

Remingtons Vorschlag kam zögerlich. Er wollte keine Tipps.

»Vergiss nicht, dir die Schuhe zuzubinden. Sonst gibt es weiter nichts zu bedenken.«

»Schau mal ... Es tut mir wirklich leid, dass du etwas aufgeben musstest, was du geliebt hast.«

Serenata richtete sich auf und stellte eine Schüssel ab. »Ich habe das Laufen nicht *geliebt*. Hier ist doch ein Tipp für dich: Niemand liebt das Laufen. Die Leute behaupten das, aber sie lügen. Das einzig Gute ist, *gelaufen zu sein*. Während man es tut,

ist es öde und hart im Sinne von anstrengend, aber nicht im Sinne von schwierig zu bewältigen. Es ist monoton. Es führt nicht geradewegs in die Offenbarung, wie man dich garantiert hat glauben machen. Wahrscheinlich bin ich dankbar dafür, dass ich eine Entschuldigung habe aufzuhören. Vielleicht ist es das, was ich mir nicht verzeihen kann. Aber immerhin bin ich endlich der riesigen Meute von Schwachköpfen entronnen, die auf dieser Welle mitreiten und sich für etwas verdammt Besonderes halten.«

»Schwachköpfen wie mir.«

»Schwachköpfen wie dir.«

»Du kannst mich nicht dafür verachten, dass ich etwas tue, was du, ich zitiere, *siebenundvierzig Jahre lang* getan hast.«

»Ach nein?«, sagte sie mit einem verbissenen Lächeln, bevor sie sich zur Treppe umwandte. »Wart's ab.«

\*

Remington Alabaster war ein schlanker, hochgewachsener Mann, der sich seine Figur scheinbar ohne Mühe hatte erhalten können. Seine Gliedmaßen waren von Geburt an wohlgeformt. Mit ihren schmalen Fesseln, festen Waden, glatten Knien und Oberschenkeln, die nicht schlabberten, hätten diese Beine nach einer kurzen Rasur jeder Frau zur Ehre gereicht. Er hatte schöne Füße – ebenfalls schlank, mit hohem Spann und langen

Zehen. Wann immer Serenata ihm die Fußsohlen massierte, waren sie trocken. Die Muskeln seiner unbehaarten Brust waren erfreulich dezent, und sollten sie infolge andauernden verbissenen Bankdrückens je übermäßig an Umfang zulegen, würde Serenata eine solche Transformation als Verlust empfinden. Zugegeben, in den letzten Jahren hatte sich bei ihm oberhalb der Gürtellinie ein kleiner Wulst gebildet, den zu erwähnen sie vermied. So lautete doch wohl die unausgesprochene Vereinbarung aller Paare: Solange er das Thema nicht von sich aus ansprach, waren derartige Schwankungen des körperlichen Zustands allein seine Sache. Weshalb sie sich am Morgen, obwohl sie sehr versucht gewesen war, die Frage verkniffen hatte, ob es bei diesem Marathonquatsch nicht einzig darum ging, dass er angesichts einer Gewichtszunahme von schätzungsweise höchstens zweieinhalb Kilo durchdrehte.

Abgesehen von dem harmlosen Wulst alterte Remington gut. Seine Gesichtszüge waren immer schon markant gewesen. Die Maske der Unempfindlichkeit, die er sich in den letzten Jahren seines Berufslebens zugelegt hatte, war eine Abwehrreaktion, eine Schutzmaßnahme, für die allein eine gewisse Lucinda Okonkwo verantwortlich gemacht werden konnte. Seit er sechzig geworden war, schienen jene Gesichtszüge wie von einer Ascheschicht überzogen: Es war diese Homogenisierung des Teints, die hellhäutigen Gesichtern mit zunehmendem Alter ein immer unprägnanteres, konturloseres und irgendwie

verschossenes Aussehen verlieh, Vorhängen gleich, deren einst kräftige Farben und Muster von der Sonne ausgebleicht worden waren. Doch vor ihrem inneren Auge pflegte Serenata die ergraute, provisorischere Gegenwart mit den entschiedeneren Zügen seines jüngeren Gesichts zu überblenden, sie zog die Linien um die Augen nach und rötete seine Wangen, als würde sie ihn im Geiste schminken.

Sie sah ihn. Sie konnte ihn mit einem einzigen Blick in unterschiedliche Altersstufen versetzen und sogar, wenn auch unfreiwillig, in dem immer noch vitalen Gesicht den gebrechlichen alten Mann erkennen, der er einmal sein würde. Diesen Mann in seiner Gänze zu erfassen, als den, der er jetzt war, als den, der er einmal gewesen war, und als den, der er einmal sein würde, darin bestand ihre Aufgabe. Es war eine bedeutsame Aufgabe, umso bedeutsamer, da er alterte, denn für ihre Mitmenschen wäre er bald nichts weiter als ein greiser Knacker. Aber er war nicht bloß ein greiser Knacker. Mit siebenundzwanzig hatte sie sich in einen attraktiven Bauingenieur verliebt, und der steckte immer noch in ihm. Es war verwirrend: Andere Menschen alterten Tag für Tag und bemerkten die geheimnisvollen Veränderungen an sich selbst, für die sie nicht notwendigerweise die Verantwortung trugen. Sie wussten von sich, dass sie einmal jünger gewesen waren. Aber Junge wie Alte nahmen andere in ihrer Umgebung gleichermaßen als unbewegliche Konstanten wahr, wie Parkschilder. Wer fünfzig war, war fünfzig und sonst nichts,

war es immer gewesen und würde es immer bleiben. Permanent seine Vorstellungskraft einzusetzen war vielleicht schlicht zu anstrengend.

Auch war es ihre Aufgabe, ihren Mann mit Wohlwollen zu betrachten. Dinge zu sehen und zu übersehen. Mit den Augen zu blinzeln und die Ausbrüche unwillkommener Hautveränderungen zu glätten – zu einer *Alabaster*-Oberfläche. Eine Generalamnestie für sämtliche Leberflecken, für jede sich durch Erosion vertiefende Spalte zu erlassen. Der einzige Mensch auf Erden zu sein, der die leichte Verdickung unter seinem Kinn nicht als Charakterschwäche deutete. Der einzige Mensch, der aus dem schütter werdenden Schläfenhaar nicht den Schluss zog, dass es auf ihn nicht mehr ankam. Im Gegenzug würde Remington ihr die runzeligen Ellenbogen verzeihen und die scharfe Linie entlang ihrer Nase, wenn sie zu lange auf der rechten Seite geschlafen hatte – eine tiefe Einkerbung, die bis weit in den Nachmittag hinein Bestand haben konnte und bald gar nicht mehr verschwinden würde. Sollte er registriert haben, und es konnte ihm unmöglich entgangen sein, dass die körperliche Beschaffenheit seiner Frau nicht mehr identisch war mit der jener Frau, die er einst geheiratet hatte, so wäre Remington der Einzige, der dies nicht als Zeichen dafür deuten würde, dass sie etwas falsch gemacht hatte, vielleicht sogar auf moralischer Ebene. Er würde ihr nicht vorhalten, dass sie eine Enttäuschung sei. Auch das war Teil der Vereinbarung. Es war ein guter Deal.

Doch dafür, dass Remington, als sie sich kennenlernten, nicht in eine Schutzhülle aus Plastik eingeschweißt gewesen war wie ein Personalausweis, musste er das schier grenzenlose Vergebungspotenzial seiner Frau kaum anzapfen. Für vierundsechzig sah er verdammt gut aus. Es sei dahingestellt, wie er es geschafft hatte, ohne nennenswerte körperliche Ertüchtigung so schlank, dynamisch und wohlproportioniert zu bleiben. Sicher, er ging viel zu Fuß und nahm ohne Murren die Treppe, wenn irgendwo ein Fahrstuhl nicht funktionierte. Aber weder hatte er irgendwelche Sieben-Minuten-Ganzkörper-Work-outs ausprobiert, noch war er jemals Mitglied in einem Fitnessstudio gewesen. Mittags aß er zu Mittag.

Mehr Sport würde seine Durchblutung ankurbeln, den Gefäßwiderstand erhöhen und dem Abbau kognitiver Fähigkeiten vorbeugen. Sie hätte sich über seinen Sinneswandel freuen sollen. Hätte ihn mit Proteinriegeln füttern und auf einem Schreibblock in der Diele voller Stolz die Fortschritte bei der Erweiterung seiner Laufstrecke aufzeichnen sollen.

Die ganze Nummer mit der Unterstützung wäre natürlich machbar gewesen, wenn er sein Vorhaben mit dem gebührenden Verdruss angekündigt hätte: »Mir ist schon klar, dass ich die Distanzen, die du früher gelaufen bist, niemals auch nur *annähernd* schaffen werde. Dennoch frage ich mich, ob es nicht vielleicht gut für mein Herz wäre, wenn ich zwei- oder dreimal die Woche, na, sagen wir, bescheidene drei

Kilometer laufen würde.« Aber nein. Es musste gleich ein *Marathon* sein. Für den Rest des Tages widmete sich Serenata voller Hingabe der Vortäuschung intensiver Berufsausübung, um ihrem Mann aus dem Weg zu gehen. Sie kam erst nach unten, um sich einen Tee zu machen, als sie hörte, dass er das Haus verlassen hatte. Das war nicht nett, nicht *rational*, aber die spezifische Teilmenge an menschlicher Erfahrung, um die es hier ging, gehörte ihr, und sein Timing war nun einmal grausam.

Wahrscheinlich hatte bei ihr alles damit angefangen, dass sie selbst andere nachmachte – auch wenn es sich damals nicht so angefühlt hatte. Ihre beiden Eltern bewegten sich wenig und neigten zur Fülligkeit, und daraus wurde, was in der Natur der Sache lag, schnell Übergewicht. Ihre Vorstellung von körperlicher Betätigung bestand im Rasenmähen mit Handmäher, doch der wurde bei der erstbesten Gelegenheit gegen einen Motormäher eingetauscht. Was an sich nicht zu kritisieren war. In Amerika ihrer Kindheit waren »arbeitssparende Gerätschaften« schwer angesagt. Die Reduktion des Einsatzes persönlicher Energie stand in den Sechzigerjahren hoch im Kurs.

Als Marktanalyst für Johnson & Johnson musste ihr Vater ungefähr alle zwei Jahre den Ort wechseln. Serenata war im kalifornischen Santa Ana geboren, hatte aber nicht die Möglichkeit gehabt, die Stadt richtig kennenzulernen, ehe die Familie nach Jacksonville, Florida, gezogen war. Bald ging es

weiter nach West Chester, Pennsylvania; Omaha, Nebraska; Roanoke, Virginia; Monument, Colorado; Cincinnati, Ohio, und schließlich an den Hauptsitz des Unternehmens in New Brunswick, New Jersey. Die Folge war, dass sie keine regionale Bindung entwickelte und zu einem der seltenen Geschöpfe wurde, deren einziger geografischer Identifikator das große schlabbrige Land als Ganzes war. Sie war *Amerikanerin*, ohne genauere Kennung oder Ergänzung – denn sich als *Amerikanerin mit griechischen Wurzeln* zu bezeichnen, nachdem sie in ihrer Kindheit kaum einmal eine Schüssel Avgolemono-Suppe gelöffelt hatte, wäre ihr verzweifelt vorgekommen.

Da sie als Mädchen von einer Schule auf die nächste wechseln musste, war sie argwöhnisch geworden, was den Aufbau von Beziehungen anging. Erst im Erwachsenenalter hatte sie eine Vorstellung von Freundschaft entwickelt, aber auch dann nicht ohne Schwierigkeiten – sie neigte dazu, Weggefährten aus bloßer Gedankenlosigkeit aus den Augen zu verlieren, so wie man auf der Straße ein Paar Handschuhe verbummelte. Für Serenata war Freundschaft eine Fertigkeit. Sie war allzu einverstanden mit sich selbst, und manchmal hatte sie sich gefragt, ob es vielleicht ein Manko war, sich nicht einsam zu fühlen.

Ihre Mutter war den zahllosen örtlichen Verpflanzungen auf ihre Weise begegnet, indem sie, sobald die Familie in einer neuen Stadt Quartier bezog, an zahlreichen Kirchen- und

Freiwilligengruppen andockte wie ein Oktopus auf Speed. Dank der mit diesen Mitgliedschaften einhergehenden permanenten Zusammenkünfte war ein Einzelkind zwangsläufig auf sich gestellt, ein Umstand, der Serenata alles in allem behagte. Als sie alt genug war, sich ihre Fluffernutter-Sandwiches selbst zu schmieren, verbrachte sie ihre unbeaufsichtigte Zeit nach Schulschluss mit dem Aufbau von Kraft und Kondition.

Sie legte dann zum Beispiel die Handflächen auf den Rasen und zählte, wie viele Sekunden – *eins-eintausend, zwei-eintausend* – sie es schaffte, die gestreckten Beine dreißig Zentimeter über dem Boden schweben zu lassen (entmutigend kurz, aber es war ja erst der Anfang). Oder sie packte einen tief hängenden Ast und mühte sich damit ab, das Kinn darüber zu bringen, lange bevor sie erfuhr, dass diese Übung *Klimmzug* genannt wurde. Sie erfand ihre eigene Gymnastik. Beim sogenannten *Beinbruch* musste man auf einem Fuß einmal rund um den Garten hüpfen, während das andere Bein wie beim Entengang nach vorne gestoßen wurde, und das Ganze dann rückwärts wiederholen. Für sogenannte *Rolly-Pollies* legte man sich ins Gras, zog die Knie an die Brust, schaukelte auf dem Rücken *eins-zwei-drei!* vor und zurück, um dann die Beine gerade über den Kopf zu werfen; später erweiterte sie den Abschluss der Übung um eine Kerze. Als Erwachsene erinnerte sie sich beklommen und ungläubig daran, dass es ihr, wenn sie mit ihren selbst erfundenen Übungen ihre eigene

Gartenolympiade veranstaltete, nie in den Sinn gekommen war, die Kinder aus der Nachbarschaft einzuladen.

Viele ihrer Verrenkungen hatten etwas Albernnes, aber wenn sie sie nur oft genug wiederholte, war sie immerhin reichlich erschöpft. Angenehm erschöpft, obwohl nicht einmal diese selbst ausgedachten Übungen – über die sie in einem gebundenen Notizheft, das sie unter ihrer Matratze versteckte, in verkumpelten Druckbuchstaben akribisch und heimlich Buch führte – ihr wirklich Spaß machten. Es schien ihr interessant herauszufinden, dass es möglich war, keine besondere Lust darauf zu haben und sie trotzdem zu absolvieren.

Während der *Physical Education* ihrer Schulzeit waren die mickrigen athletischen Ansprüche, die an Mädchen gestellt wurden, eine der wenigen Konstanten, denen sie in Jacksonville, West Chester, Omaha, Roanoke, Monument, Cincinnati und New Brunswick gleichermaßen begegnete. In der Grundschule wurde in der halbstündigen Pause meist Kickball gespielt – und wenn man es schaffte, unterwegs zu sein, ehe die Mitspielerinnen das Inning verloren, durfte man vielleicht ganze *zehn Meter* zur First Base laufen. Völkerball war noch absurder: mit dem einen Fuß in die eine Richtung springen, mit dem anderen in die andere. Beim regulären Sportunterricht in der Mittelstufe gingen zwanzig der fünfundvierzig Minuten für das An- und Ausziehen der Sportklamotten drauf. Die Sportlehrerinnen wiesen die

Mädchen unisono an, *zehn* Hampelmänner und *fünf* Burpees zu machen und dann für *dreißig Sekunden* auf der Stelle zu laufen. Nach einem derart schlaffen Herumgestrampel, das die Bezeichnung Krafttraining kaum verdiente, war es im Grunde nicht fair, die Fitness ebendieser Mädchen in der achten Klasse einer formalen Wertung zu unterziehen – wobei die Sportlehrerin, nachdem Serenata bei den Sit-ups die Einhundertermarke erreicht hatte, einschritt und ihr mit panikschriller Stimme aufzuhören befahl. In den folgenden Jahrzehnten sollte sie Sit-ups in Fünfhundertergruppen absolvieren. Sit-ups waren nicht wirklich effizient, was die Bauchmuskulatur betraf, aber Serenata hatte eine Schwäche für die Klassiker.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Serenata Terpsichore – was sich auf *Hickory* reimte, auch wenn sie sich mit Lehrern hatte abfinden müssen, die den Namen auf der ersten Silbe betonten und die letzte wie eine lästige Pflicht nachschleppten – hatte keinerlei Ambitionen, im Leistungssport zu reüssieren. Sie wollte keinen Platz in der Volleyballnationalmannschaft ergattern. Sie wollte nicht zum Ballett. Sie hatte es nicht auf Meisterschaften für Gewichtheberinnen abgesehen oder darauf, Adidas als Sponsor zu gewinnen. Sie hatte es nie auch nur in die Nähe irgendeiner Rekordmarke geschafft und es auch nicht versucht. Das Aufstellen von Rekorden lief letztendlich darauf hinaus, die eigenen Leistungen in Relation zu den Leistungen anderer zu setzen. Es stimmte, sie hatte sich

seit ihrer Kindheit tagtäglich drastische, selbst erfundene körperliche Leistungen abverlangt, aber das hatte *rein gar nichts* mit anderen zu tun. Liegestütze waren Privatsache.

Serenata hatte nie eine tiefere Beziehung zu irgendeiner bestimmten Sportart entwickelt. Sie lief, sie radelte, sie schwamm; sie war weder *Läuferin* noch *Schwimmerin* noch *Radsportlerin*, alles Bezeichnungen, die es diesen bloßen Fortbewegungsarten erlaubt hätten, einen Anspruch auf sie zu erheben. Auch war sie kein, wie hieß es so schön, *Teamplayer*. Auf einer in ihren Augen idealen Laufstrecke war sie allein. Sie genoss die Ruhe eines leeren Schwimmbeckens. Seit zweiundfünfzig Jahren war das Fahrrad ihr bevorzugtes Fortbewegungsmittel, und jeder in Sichtweite befindliche Radfahrer beraubte sie ihrer Einsamkeit und verdarb ihr die Stimmung.

Wenn man davon ausging, dass Serenata auf einer einsamen Insel in der Gesellschaft von Fischen prächtig hätte gedeihen können, war es befremdlich, dass sie so häufig von der *Masse der Menschen*, wie Remington es ausgedrückt hatte, kooptiert worden war. Früher oder später wurde jede Marotte, jede merkwürdige Angewohnheit oder Obsession von einer Menschenmasse kolonisiert.

Mit sechzehn hatte sie, einem Impuls folgend, ein düsteres Etablissement in Cincinnati aufgesucht, um sich auf der zarten Innenseite ihres rechten Handgelenks ein winziges Tattoo stechen zu lassen. Das Design, für das sie sich entschied, war im

wahrsten Sinne des Wortes aus der Luft gegriffen: eine fliegende Hummel. Da keine weiteren Kunden im Studio waren, nahm sich der Tätowierer Zeit. Kunstvoll stach er die transparenten Flügel, die forschenden Fühler, die zur Landung bereiten feinen Beinchen. Das Motiv hatte nichts mit ihr zu tun. Doch wer ein Wesen aus dem Nichts erschuf, griff auf das zurück, was auf der Hand lag; wir alle waren Kunstwerke, die sich der Zufälligkeit verdankten. Und so verwandelte sich das Willkürliche schon bald in ein Markenzeichen. Die Hummel wurde ihr Emblem, unzählige Male auf die Leinendeckel ihrer Ringbücher gekritzelt.

In den Siebzigern waren Tattoos im Wesentlichen Hafenarbeitern, Seeleuten, Gefängnisinsassen und Motorradgangs vorbehalten. Für eigensinnige Kinder der Mittelschicht bedeuteten sie, die damals noch nicht *Tats* hießen, eine Art Schändung. In jenem Winter verbarg Serenata die Tätowierung vor ihren Eltern mittels langer Ärmel. Im Frühjahr dann wechselte sie ihre Armbanduhr aufs rechte Handgelenk, mit dem Zifferblatt nach unten. Sie lebte in der ständigen Furcht, entdeckt zu werden, während die Geheimhaltung das Bild zugleich mit gewaltigen Kräften auflud. Rückblickend wäre es würdiger gewesen, die *Verstümmelung* freiwillig zu gestehen und die Konsequenzen zu tragen, aber das war die Sichtweise eines Erwachsenen. Junge Menschen, für die die Zeit wie im Flug verging, sodass es in jedem Augenblick den Anschein

hatte, als könnte die Gnadenfrist ewig währen, legten viel Wert aufs Hinauszögern.

Unweigerlich verschlief sie eines Morgens den Wecker. Ihre Mutter, die gekommen war, um die Schlafmütze hochzuscheuchen, erspähte das bloße, nach oben gekehrte Handgelenk. Nachdem der Teenager zugegeben hatte, dass das Bildchen nicht aus einem Filzstift stammte, fing ihre Mutter an zu weinen.

Der entscheidende Punkt: Serenata war auf der Highschool wahrscheinlich die einzige Schülerin mit Tattoo. Heute dagegen? Mehr als ein Drittel der Achtzehn- bis Fünfunddreißigjährigen hatten mindestens ein Tattoo, und die Gesamtfläche amerikanischer Haut, auf der es von Hobbits, Stacheldraht oder Barcodes, von Augen, Tigern oder Tribals, von Skorpionen, Totenköpfen oder Superhelden nur so wimmelte, entsprach der Größe von Pennsylvania. Serenatas abenteuerliche Reise in die Unterwelt hatte sich vom Kühnen ins Banale verkehrt.

In ihren Zwanzigern, frustriert darüber, dass sich in herkömmlichen Haargummis Strähnen ihres dicken schwarzen Haars verfangen, nähte Serenata Röhren aus buntem Stoff, durch die sie kräftige Gummibänder fädelt. Sie knotete die Enden der Gummibänder zusammen und vernähte die Stoffröhren zu geschlossenen Ringen. Das Ergebnis waren Haargummis, die ihr die Haare aus dem Gesicht hielten, ohne sich in ihnen zu verfangen, und die zugleich ihrer Haarpracht

einen gewissen Pep verliehen. Einige Freundinnen fanden die Handarbeit überkandidelt, aber nicht wenige ihrer Arbeitskolleginnen wollten wissen, wo man so ein Ding bekommen könne. Bis in den Neunzigern plötzlich die meisten ihrer Landsmänninnen mindestens fünfundzwanzig Exemplare in allen erdenklichen Farben besaßen. Sie kappte ihr Haar knapp unterhalb der Ohren und warf die inzwischen offenbar *Scrunchies* genannten Haargummis in den Müll.

Es musste auch ungefähr 1980 gewesen sein, als sie einen ihrer aufwendigen Anläufe unternahm, Freundschaften zu schließen, und eine Handvoll Kolleginnen von der Kundenbetreuung bei Lord & Taylor zum Abendessen einlud. In den vorangegangenen Jahren hatte sie mit der japanischen Cuisine herumgestümpert, getrieben von einem Enthusiasmus, den sie der aussichtslosen Affäre mit einem Mann verdankte. Er hatte sie zu einem *Hole-in-the-Wall* mitgenommen, wo seine ausgewanderten Landsleute es sich schmecken ließen. Sie war begeistert von der Glätte, der Kühle, der Raffinesse. Zu Hause experimentierte sie mit Sushireis, grünem Wasabipulver und einem scharfen Messer. Erpicht darauf, ihre Entdeckungen mit anderen zu teilen, servierte sie ihren Gästen eine Vielzahl von Gerichten, in der Hoffnung, jenen Effekt zu erzielen, der später als *Wow-Faktor* bekannt werden sollte.

Doch ihre Kolleginnen waren entsetzt. Keines der Mädchen konnte die Vorstellung ertragen, rohen Fisch zu essen.